

Z. f. Individualpsychologie, 19. Jg., S. 203 – 213 (1994)
© Ernst Reinhardt Verlag München Basel

Wirksamkeitsforschung in der Psychotherapie und öffentlicher Legitimationsdruck: Eine Stellungnahme aus der Sicht der Österreichischen Individualpsychologie

EVA PRESSLICH-TITSCHER und WILFRIED DATLER

Efficiency Research in Psychotherapy and Public Pressure for Legitimacy: A Statement from the Point of View of Austrian Individual Psychology

Starting point and aim of the psychotherapy act which is effective in Austria since 1991 was the implementation of a qualitative high standing education without primary fixation to certain therapeutic schools. In this sense the Austrian Society of Individual Psychology (ÖVIP) had to undergo a procedure of approval as a psychotherapeutic educational institution. In the first part of the article we quote the passage from the application paper of the ÖVIP which is referring to the efficiency research within individual psychology. This description of the current situation leads in the second part of the article to indications that the public pressure for legitimacy is rising and according to that the demand for research on efficiency. Perspectives for future research work are outlined.

Ausgangspunkt und Zielvorgabe für das seit 1991 in Österreich geltende Psychotherapiegesetz war die Verankerung einer qualitativ hochstehenden Ausbildung ohne primäre Festlegung auf bestimmte Therapierichtungen. In diesem Sinne hatte sich der Österreichische Verein für Individualpsychologie (ÖVIP) einem Anerkennungsverfahren als psychotherapeutische Ausbildungseinrichtung zu unterziehen. Im ersten Teil unserer Ausführungen zitieren wir jenen Teil aus dem Antragspapier des ÖVIP, wo zur Frage der Wirksamkeitsforschung in der Individualpsychologie Stellung genommen wird. Diese Darstellung des gegenwärtigen Standes führt im zweiten Teil der Arbeit zu Hinweisen darauf, daß der öffentliche Legitimationsdruck und dementsprechend die Forderung nach Wirksamkeitsuntersuchungen steigt. Perspektiven für künftige Forschungsarbeiten werden skizziert.

Einleitung

Am 7. Juni 1990 hat der Österreichische Nationalrat das „Bundesgesetz über die Ausübung der Psychotherapie (Psychotherapiegesetz)“ beschlossen (vgl. *Kierein* u. a. 1991; *Sonneck* 1991). Dieses regelt auch die Ausbildung zum Psychotherapeuten. Angehende Psychotherapeuten haben demnach zunächst ein „Psychotherapeutisches Propädeutikum“ zu absolvieren, in welchem ihnen unter anderem jenes Grundwissen vermittelt werden soll, „über das jeder zukünftige Psychotherapeut – unabhängig von seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Psychotherapieschule – verfügen muß“ (*Kierein* u. a. 1991, 123). Daran schließt sich das „Psychotherapeutische Fachspezifikum“, in welchem es die psychotherapeutische Arbeit nach bestimmten psychotherapeutischen Methoden (wie z. B. Verhaltenstherapie, Psychoanalyse, Klientenzentrierte Psychotherapie etc.) zu lehren gilt.

Mit Ausnahme eines allgemein zu absolvierenden Praktikums kann das psychotherapeutische Fachspezifikum nur in solchen Einrichtungen absolviert werden, die vom Bundeskanzler als fachspezifische Ausbildungseinrichtungen anerkannt wurden. Wenn ein Verein wie der Österreichische Verein für Individualpsychologie (ÖVIP) als fachspezifische Ausbildungseinrichtung eine solche Anerkennung finden will, muß er einen Antrag stellen, der zunächst vom Psychotherapiebeirat begutachtet wird, welcher den Bundeskanzler in allen Angelegenheiten des Psychotherapiegesetzes zu beraten hat. Nach Anhörung des Psychotherapiebeirates entscheidet der Bundeskanzler oder an seiner Stelle ein zuständiger Ressortminister.

Für den ÖVIP war von vornherein klar, daß er Psychotherapeuten auch weiterhin methodenspezifisch ausbilden und folglich zum frühestmöglichen Zeitpunkt als fachspezifische Ausbildungseinrichtung anerkannt werden wollte.

1992 begann daher die Arbeit am Antragspapier¹, das vom Psychotherapiebeirat positiv begutachtet wurde und im November 1993 zur Anerkennung des ÖVIP als fachspezifische Ausbildungseinrichtung führte. Dieses Antragspapier hatte detaillierten Vorgaben des Psychotherapiebeirates zu genügen und fiel entsprechend umfangreich aus. Es umfaßte zwei Teile:

- (1.) mußte nachgewiesen werden, daß der ÖVIP einer Vielzahl formaler Kriterien genügt; und
- (2.) mußte gezeigt werden, daß die psychotherapeutische Methode, die im ÖVIP gelehrt wird,
 - dem Psychotherapieverständnis des Psychotherapiegesetzes entspricht;
 - eine eigenständige, von anderen psychotherapeutischen Traditionen zu unterscheidende psychotherapeutische Methode darstellt;
 - und in einer wissenschaftlich fundierten Theorie wurzelt. In der Ausarbeitung dieses letzten Punktes mußte auch ausgewiesen werden, inwiefern die Wirksamkeit dieser Methode als wissenschaftlich erwiesen angesehen werden kann.

Da der Antrag des ÖVIP eine ebenso ausführliche wie verbindliche Darstellung der österreichischen Individualpsychologie abgibt und überdies mit wissenschaftlichem Anspruch zu verfassen war, werden wir in nächster Zeit versuchen, einzelne Teile dieses Antragspapiers zu publizieren. In diesem Beitrag wollen wir vor allem Ausschnitte aus jenem Kapitel referieren und kommentieren, in dem die *Wirksamkeit individualpsychologischer Psychotherapie* nachgewiesen werden sollte.

In der Abfassung dieses Kapitels mußte der ÖVIP *einerseits* dem Umstand Rechnung tragen, daß individualpsychologische Psychotherapie ganz allgemein als eigenständige tiefenpsychologische Psychotherapiemethode auszuweisen war, die nicht (völlig) identisch gesetzt werden konnte mit Psychoanalyse oder psychoanalytischer Psychotherapie. Viele österreichische Individualpsychologen arbeiten heute zwar nach ähnlichen (oder mitunter sogar nach denselben) Gesichtspunkten, wie dies Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung oder der Österreichischen Ar-

¹ Mit der Ausschreibung des Antragspapiers waren Wilfried Datler (Gesamtredaktion), Eva Presslich-Titscher, Gertrude Bogyi, Bernd Günther, Werner Leixnering, Margot Matschiner-Zollner, Günther Ratzka, Gernot Sonneck und Elisabeth Wustinger befaßt. Darüber hinaus fanden auch einzelne Anregungen anderer Mitglieder des ÖVIP Eingang in den Antragstext.

beitskreise für Psychoanalyse tun; und sie nennen sich deshalb „individualpsychologische Analytiker“. Dessen ungeachtet hätte es aber dem Selbstverständnis von so manchen Mitgliedern des ÖVIP widersprochen, wenn Individualpsychologie einschränkungslos als Psychoanalyse ausgewiesen worden wäre; zumal in Österreich auch keine gesetzliche oder quasilegistische Regelung existiert, in der – ähnlich der deutschen Kassenregelung – Individualpsychologen als Psychoanalytiker geführt würden. Im besagten Kapitel, in dem die Wirksamkeit individualpsychologischer Psychotherapie nachzuweisen war, konnte sich der ÖVIP daher auch nicht auf Studien stützen, in denen die Wirksamkeit von Psychoanalysen oder psychoanalytischen Therapien untersucht wurde.

Andererseits war es für den ÖVIP aber auch nicht möglich, amerikanische Studien zur Effektivität und Effizienz individualpsychologischer Psychotherapie anzuführen; denn in diesen Studien ist von einem Verständnis von Individualpsychologie die Rede, das erst recht nicht dem Selbstverständnis des ÖVIP entspricht.

Im folgenden werden wir nun (1.) darstellen, in welcher Weise sich der ÖVIP zur Frage des Wirkungsnachweises individualpsychologischer Psychotherapie geäußert hat, ohne zu verschweigen, daß einschlägige empirisch-statistische Wirksamkeitsstudien zur Individualpsychologie kaum vorliegen. Im Anschluß daran wollen wir (2.) darstellen, inwiefern sich der ÖVIP inzwischen mit Entwicklungen konfrontiert sieht, die es ihm nicht erlauben, sich mit jenem Forschungsstand zufriedenzugeben, der im Antragspapier von 1992 referiert wurde.

(1.) Aus dem Antragspapier des ÖVIP zur Frage der Wirksamkeitsforschung in der Individualpsychologie

Im Sinne der Vorgaben des Psychotherapiegesetzes wurde im Antragspapier des ÖVIP zunächst darauf hingewiesen, daß in der jüngeren individualpsychologischen Literatur zahlreiche Therapieverläufe und Therapieausschnitte dargestellt werden, in denen deutlich wird, welche Konsequenzen einzelne individualpsychologische Interventionen und Interventionssequenzen auf Seiten von Patienten und Patientinnen gezeitigt haben. Zur Stützung dieser Behauptung wurden Falldarstellungen und Falldiskussionen, die vor allem in den letzten Jahren erschienen sind, taxativ aufgezählt. Die Fallberichte von *Lehmkuhl* und *Lehmkuhl* (1982), *Schmidt* (1989), *Stadler* (1990), *Kruttker-Rüping* (1992) und *Clemens* (1992) wurden etwas ausführlicher referiert, da an ihnen exemplarisch dargestellt werden wollte, welche psychotherapeutischen Veränderungen von den einzelnen Autorinnen und Autoren als Folge welcher psychotherapeutischer Interventionen beschrieben sind.

Daran schlossen folgende Ausführungen an, in denen unmittelbar zur Frage nach dem Vorliegen empirisch-statistischer Wirksamkeitsuntersuchungen Stellung genommen wurde:

„Neben solchen Falldarstellungen und Falldiskussionen existieren empirisch-statistische Untersuchungen zur Legitimation der Wirksamkeit der individualpsychologisch-psychotherapeutischen Methode im engeren Sinn hingegen kaum. Dazu drei Bemerkungen:

Erstens: Daß sich die Individualpsychologie nicht dem Mainstream der empirisch-statistischen Effizienzforschung angeschlossen hat, hängt wesentlich damit zusammen, daß die individualpsychologische Psychotherapie aufgrund ihres holistischen, auf die Ganzheit gerichteten Ansatz-

zes schwerer einer empirisch-statistischen Forschung zugänglich ist als jene Psychotherapiemethoden, die symptomorientiert arbeiten und daher bessere Meßvoraussetzungen bieten. Darüber hinaus brachten und bringen viele Individualpsychologen, die als Tiefenpsychologen hermeneutisch bzw. tiefenhermeneutisch arbeiten, jenen empirisch-statistischen Forschungsansätzen Vorbehalte entgegen, da sie kaum geeignet sind, den Gegenstand tiefenpsychologischen Arbeitens und die Vielgestaltigkeit des psychotherapeutischen Veränderungsprozesses angemessen zu erfassen. Selbst *Grawe*, der in letzter Zeit (*Grawe* 1992) die psychotherapeutischen Methoden auf der Grundlage bisheriger Forschungsergebnisse auf den Prüfstand gestellt hat, trug in diesem Sinn noch vor einigen Jahren (*Grawe* 1988, 160) sehr wohl den unterschiedlichen Meßvoraussetzungen, die es in der vergleichenden Psychotherapieforschung zu beachten gilt, Rechnung, als er die bisherige experimentelle Forschung der Effekte der Psychotherapie noch so zusammenfaßte: „Die Herangehensweise, mit der wir uns unserem Gegenstand bisher genähert haben, ist offensichtlich diesem Gegenstand nicht angemessen. ... Erst muß sich etwas in den Köpfen der Therapieforscher ändern, ehe sich, als längerfristiges Ergebnis davon, in den Köpfen der Therapeuten etwas ändern wird“ (*Grawe* 1987, 532). Und *Grawe* zog noch 1989 (S. 33) die Schlußfolgerung, „daß der größte Teil der bisherigen vergleichenden Therapieforchung, weil so selten das Therapiegeschehen selbst in den Vergleich einbezogen wurde, für das eigentliche Ziel dieser Forschung, etwas über die differentielle Wirkung und Wirkungsweise der untersuchten Therapien herauszufinden, unbrauchbar ist“.

Obwohl in der individualpsychologischen Literatur auch Ergebnisse der empirisch-statistischen Psychotherapieforschung rezipiert wurden (z. B. *Kropiunigg* 1988), wird in der Individualpsychologie jenen Forschungsmethoden verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt, die im Sinne von *Grawe* der differenzierten Untersuchung des jeweiligen Psychotherapieverlaufes und dessen therapeutischen Konsequenzen stärkere Beachtung schenken und dem Gegenstand tiefenpsychologisch-therapeutischen Arbeitens angemessen sind. Es darf aber nicht übersehen werden, daß auch die Entwicklung solcher Forschungsmethoden erst in den Kinderschuhen steckt und qualitative Verlaufsuntersuchungen, wie sie *Fischer* (1989) vorgelegt hat, erst in äußerst geringer Zahl existieren.

Für die Individualpsychologie gibt es in dieser Richtung einer qualitativen, auf den Prozeß ausgerichteten Forschung bisher kaum mehr als Vorhaben, aber die Konsequenz aus der Neuorientierung der Psychotherapieforschung im Sinne einer intensiveren Beschäftigung mit der einzelnen Therapie kommt, wie oben dargestellt wurde, vor allem in den letzten Jahrgängen der „Zeitschrift für Individualpsychologie“ und in den „Beiträgen zur Individualpsychologie“ voll zur Geltung: Es werden immer mehr kasuistische Betrachtungen unter dem Aspekt des Zusammenspiels von Therapeutenverhalten und Therapieprozeß kritisch diskutiert; und die inzwischen bereits detailliert gehaltenen Darstellungen von Therapieverläufen, Therapiestunden und Fallsequenzen wären bereits so abgefaßt, daß sie zum Gegenstand differenzierter Therapieverlaufsdiskussion genommen werden.

Zweitens ist zu bedenken, daß die bisherige Erforschung der Wirksamkeit von Psychotherapie primär dort öffentlich finanziert und damit in größerem Ausmaß verfolgt wurde, wo die öffentliche Hand für die Finanzierung von Psychotherapie aufkommt und wo einzelne Psychotherapierichtungen gleichzeitig in klar voneinander abgrenzbarer Weise institutionalisiert sind, so daß sie zur Aufteilung von Versorgung und Forschungsgeldern möglichst unmittelbar Zugang finden können (vgl. *Jandl-Jäger* und *Presslich-Titscher* 1993). Im Unterschied etwa zur Verhaltenstherapie, der Psychoanalyse und der Gesprächspsychotherapie konnte die Individualpsychologie eine solche Position, z. B. in der BRD oder in den USA, aus unterschiedlichen Gründen nie finden, so daß die empirisch-statistische Untersuchung der Wirksamkeit ihrer Methode außerhalb Österreichs auch deshalb kaum erfolgen konnte.

Drittens: Bezüglich der österreichischen Situation ist festzuhalten, daß die öffentliche Finanzierung von Psychotherapie bislang auf die Finanzierung von psychotherapeutischen Einrichtungen konzentriert war. Daher wurde empirisch-statistische Psychotherapieforschung auch primär in solchen Einrichtungen betrieben (*Jandl-Jäger* und *Presslich-Titscher* 1993).

Nun sind österreichische Individualpsychologen traditionellerweise in solchen Einrichtungen tätig, die in die psychotherapeutische Versorgung und Prävention eingebunden sind: Im Jahre 1927 gab es in Wien 27 Erziehungsberatungsstellen, Vorläufer der heutigen „Child-Guidance“-Institute, die von Individualpsychologen betreut wurden. Daneben gab es in den zwanziger Jahren bis zum Ausbruch des 2. Weltkriegs noch andere heilpädagogische Einrichtungen, eine indi-

vidualpsychologische Versuchsschule und zwei individualpsychologische Ambulatorien. Aus der in der Universitätsklinik eingerichteten Ambulanz gibt es übrigens aus dem Jahre 1930 bezüglich der Erfolgsrate folgende Zahlen: „13 % sozial geheilt, 28 % sozial gebessert, 10 % unverändert, 31 % ausgeblieben; 17 % wurden weiterbehandelt“ (zitiert nach *Handlbauer* 1984, 192).

Heute arbeiten in vergleichbaren Einrichtungen nicht mehr ausschließlich Individualpsychologen, da diese Einrichtungen versuchen, ihren Patienten eine breite Palette an verschiedenen psychotherapeutischen Methoden anzubieten (*Jandt-Jäger* und *Presslich-Titscher* 1993). Untersuchungen der Effizienz der psychotherapeutischen Arbeit dieser Institutionen können daher nicht unmittelbar als Nachweis der Effizienz der individualpsychologischen Methode gewertet werden. Allerdings ist festzuhalten, daß in auffallend vielen Institutionen individualpsychologische Psychotherapeuten maßgeblich mitarbeiten oder diese Institutionen gar leiteten bzw. leiten.

Aus manchen dieser Institutionen liegen auch Outcome-Forschungen sowie katamnestiche Forschungen vor, die dem Standard der Studien entsprechen, die unter einem anderen Druck der Legitimation, nämlich der Frage nach der Effizienz einer speziellen therapeutischen Methode, zustande gekommen sind.

Einige dieser Arbeiten seien hier angeführt:² Die Studie von *Erhard* (1974) stammt aus den bereits zitierten „Child-Guidance“-Institutionen. 10 Jahre nach Therapiebeginn wurden die ehemaligen Patienten und deren Eltern katamnestiche untersucht. *Friedrich* (1983) untersuchte die therapeutischen Erfolge bei Adoleszenzpsychosen. *Bogyi* (1990) berichtet die Ergebnisse einer Therapieverlaufsstudie von Scheidungskindern. *Sonneck et al.* (1978) verglichen katamnestiche Patienten einer psychiatrischen Ambulanz und Patienten des Kriseninterventionszentrums. *Kropiunigg* und *Ringel* (1988) und *Gathmann* (1990) dokumentieren jeweils empirische Ergebnisse katamnestiche Studien, die den Erfolg des Gesamtbehandlungsplanes einer psychosomatischen Station mit psychotherapeutischem Schwerpunkt aufzeigen. Bei *Kropiunigg* und *Ringel* werden katamnestiche Tiefeninterviews wiedergegeben; diese Studie leistet damit einen wichtigen Beitrag zur fallbezogenen Effizienzforschung. *Gathmann* belegt mit Zahlen, daß in der Folge der Behandlung auf der psychosomatischen Station im Durchschnitt Krankenstandstage, Krankenhausaufenthalte, Arztbesuche und der Konsum von Medikamenten abnahmen.

Diese nur beispielsweise Aufzählung von Untersuchungen belegt nach den Standards konventioneller empirisch-statistischer Forschung, daß in diesen Institutionen psychotherapeutisch effektiv gearbeitet wird. Die zentrale Stellung, die individualpsychologischen Psychotherapeuten in diesen Einrichtungen zukommt, läßt sich in diesem Zusammenhang – vor dem Hintergrund dieses Forschungsansatzes – als Hinweis darauf begreifen, daß diese psychotherapeutischen Erfolge maßgeblich von der Anwendung der individualpsychologisch-psychotherapeutischen Methode mitgetragen sind. Gegenläufige Hinweise sind diesen Unterlagen nicht zu entnehmen.“

Soweit die entsprechenden Passagen aus dem Antragspapier des ÖVIP, das im Psychotherapiebeirat positiv begutachtet wurde und die Grundlage für die Empfehlung abgab, das Bundesministerium für Gesundheit möge den ÖVIP als fachspezifische Ausbildungseinrichtung im Sinne des Österreichischen Psychotherapiegesetzes anerkennen.

(2.) Die Forderung nach Wirksamkeitsuntersuchungen wächst

Positiv begutachtete Antragspapiere dieser Art dürfen freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Vertreter anerkannter psychotherapeutischer Methoden zusehends unter Druck geraten, die Effektivität und Effizienz ihrer psychotherapeutischen Methoden verstärkt unter Beweis zu stellen. Denn nicht nur für die Individualpsychologie, sondern ganz allgemein gilt für die Österreichische Psychotherapieforschung, daß nur wenige umfangreichere und methodisch differenziert durchgeführte Forschungsarbeiten vorliegen, in denen die Effizienz oder Effektivität einzelner psychotherapeutischer Methoden untersucht worden wäre.

² Im Antragspapier wurden die Untersuchungen, die im folgenden Absatz Erwähnung finden, bloß taxativ aufgeführt.

Um die augenblickliche Lage der Österreichischen Psychotherapieforschung zu erheben und die Intensivierung weiterer Forschung anzuregen, gab das Österreichische Wissenschaftsministerium jüngst zwei Studien in Auftrag:

Sbandi et al. (1993) versuchten eine Beschreibung und Bewertung von Evaluationsmethoden im Bereich Psychotherapie für den deutschsprachigen Raum, wobei die Auswertung der Datenbank PSYINDEX der letzten 10 Jahre durch Angaben, die von den in Österreich ansässigen Psychotherapievereinen zu bekommen waren, ergänzt wurden. Die Festlegung, welche Studien als Wirksamkeitsstudien gelten, erfolgte in Anlehnung an *Grawe et al.* (1994). Diese Kriterien betreffen die Stichprobengröße einer Studie, ob ein Vergleich mit einer Kontrollgruppe durchgeführt wurde, ob Meßinstrumente wie z. B. Testskalen verwendet wurden, wie der Erfolg der psychotherapeutischen Maßnahmen definiert wurde etc. Nur zwei Arbeiten der in der Datenbank aufgenommenen Veröffentlichungen deutschsprachiger Individualpsychologen entsprachen aus der Sicht der Untersucher diesen Kriterien, und zwar die Arbeiten von *Lehmkuhl* und *Lehmkuhl* (1982) und von *Schönaker et al.* (1991). Die Gefahr besteht *zum einen* darin, daß in diesen Analysen *einer* bestimmten, zur Zeit hochgeschätzten Form von Wissenschaftlichkeit gefolgt wird, deren Ergebnisse zumeist unter Ausblendung methodenkritischer Hinweise rezipiert werden, um zwei Beispiele zu geben:

– Wenn Ergebnisse aus der empirisch-statistischen Untersuchung der Wirksamkeit der Psychotherapie referiert werden, dann bleibt meist die Frage undiskutiert, wie einzelne „verrechnete“ Angaben über den Erfolg oder Mißerfolg von Psychotherapie zustande kamen und zu interpretieren sind. Kaum ein Rezipient setzt sich dann etwa mit dem Problem auseinander, daß solche Angaben mitunter primär als Ausdruck virulenter Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühle zu begreifen sind, die einzelnen Therapeuten oder Patienten entgegengebracht werden und nur bedingt darüber Auskunft geben, wie sich die Lebenssituation von Patienten insgesamt verändert hat (vgl. *Rudolf* 1991, S. 5).

– Ähnlich unkritisch werden Meta-Analysen zitiert, wenn ungefragt bleibt, ob die einzelnen psychotherapeutischen Prozesse und Untersuchungen, die in solche Meta-Analysen Eingang finden, überhaupt in jenem Ausmaß untereinander vergleichbar sind, wie es für die Durchführung solcher Meta-Analysen nötig ist. Nur dann, wenn (unter anderem) dies geklärt ist, kann aber mit einiger prognostischer Valenz behauptet werden, daß auch die künftige Arbeit mit einer bestimmten psychotherapeutischen Methode zu Ergebnissen führen dürfte, die jenen ähnlich sind, die in der Meta-Analyse eruiert wurden.

Zum anderen bleibt angesichts der gegenwärtigen Konzentration auf empirisch-statistische Wirksamkeitsforschung nur zu schnell unberücksichtigt, daß die kritische Reflexion des therapeutischen Handelns nicht bloß im Zuge der Durchführung solcher quantitativer Studien möglich ist und in anderer Form auch tatsächlich stattfindet. Es bleibt dann nur zu schnell der ungerechtfertigte Eindruck des Mankos zurück und damit der Verdacht, daß Vertreter von Therapierichtungen, die keine empirisch-statistischen Untersuchungen vorliegen haben – und zu denen ist zur Zeit auch die deutschsprachige Individualpsychologie zu zählen –, nicht seriös arbeiten.

Um diesem einseitigen Druck vor allem auf die tiefenpsychologischen Richtungen etwas entgegenzuwirken, haben *Springer-Kremser et al.* (1994) gesammelt und kategorisiert, was, wer und wo in Österreich forscht, ohne zu bewerten. Diese deskriptive Darstellung der Psychotherapieforschung in Österreich bestätigt die Vormachtstellung der Forschung in öffentlichen Institutionen (vorwiegend Universitäten) gegenüber Privatpersonen und psychotherapeutischen Vereinigungen. Daß zum Themenbereich Psychotherapie mit Abstand der größte Teil der Arbeiten an den Universitäten verfaßt wurde und sehr wenige Publikationen aus den Vereinen kommen, begründen *Springer-Kremser et al.* (1994) damit, daß in den Vereinen zwar auch viel zum Thema Psychotherapie gearbeitet wird, sich diese Arbeiten aber deshalb nicht in schriftlichen und daher allgemein zur Verfügung stehenden Arbeiten niederschlagen, weil in den Vereinen im Gegensatz zur Universität weniger Druck in Richtung Publikation besteht.

Ein wirkliches Gegengewicht zu den zahlreichen Kritiken kann diese Studie aber nicht darstellen, zumal auch in Österreich inzwischen die Forderung nach Legitimation enorm gestiegen ist. Denn als Konsequenz der nunmehr in Österreich seit 1991 wirksamen gesetzlichen Regelungen und als Konsequenz des Kampfes um Anerkennung durch die Krankenkassen ist es naheliegend, daß die Frage nach der Effektivität des therapeutischen Tuns dringlicher geworden ist.

Da es in solchen Fragen um Geld und Macht geht, wird dieser Kampf freilich nicht nur unter Verweis auf etwaige wissenschaftliche Forschungsergebnisse ausgetragen:

– So sehen sich die Ausbildungsvereine, die nach wie vor die einzelnen psychotherapeutischen Methoden repräsentieren und die Gesamtheit aller bislang anerkannten fachspezifischen Ausbildungseinrichtungen stellen, mit der Tatsache konfrontiert, daß die Österreichische Ärztekammer eine ärztliche Weiterbildung zum „Arzt für psychotherapeutische Medizin“ anbietet. Obwohl Absolventen dieser Weiterbildung nicht in die Psychotherapeutenliste eingetragen sein müssen und obwohl sie sich dann auch nicht als Psychotherapeuten bezeichnen dürfen (vgl. *Sonneck u. a.* 1991, S. 151), können sie zur Zeit psychotherapieähnliche Behandlungen mit Kassen zum Teil weit günstiger abrechnen, als dies den meisten eingetragenen Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten möglich ist. In den Verhandlungen mit den Kassen war die Österreichische Ärztekammer freilich nicht gezwungen, zuerst den empirisch-statistischen Nachweis darüber zu erbringen, daß die psychotherapieähnlichen Behandlungen dieser Ärzte effektiv sind.

– Mit einem anderen Kampf um Prestige und öffentliche Anerkennung sehen sich Ausbildungsvereine weiters aufgrund der Tatsache konfrontiert, daß Vertreter der Universitäten zusehends zu überlegen beginnen, ob und in welcher Weise psychotherapeutische Fachspezifika auch von Universitäten angeboten werden sollen. Zwar ist klar, daß auch solche universitären Fachspezifika methodenspezifisch auszurichten sind; und überdies setzen die meisten Konzepte, die zur Zeit intensiv diskutiert werden, auf enge Kooperation zwischen Universitäten und einzelnen Ausbildungsvereinen. Würde ein Verein wie der Österreichische Verein für Individualpsychologie solch eine Kooperation aber eingehen, so hätte er bald zwei Gruppen von Lehrtherapeuten und Ausbildungskandidaten in seinen Reihen: solche, die auf

universitärem Boden lehren und lernen; und andere, welche die Ausbildung zum individualpsychologischen Analytiker außeruniversitär anbieten und absolvieren. Unvermeidbar wird dann die Frage aufbrechen, welche Ausbildung höherwertig ist und welche Ausbildungsabsolventen dann besser arbeiten – und es ist zu erwarten, daß nicht nur Kassenabrechnungsprobleme, die mit dieser Frage verbunden sind, aufgrund von Entscheidungsprozessen „gelöst“ werden, die keineswegs in wissenschaftlich differenziert geführten Untersuchungen und Diskursen gründen.

Wo Veränderungen einsetzen, die mit der Neuverteilung von Macht, Prestige, Geld und öffentlichem Ansehen verbunden sind, wird jedenfalls schon jetzt kräftig polemisiert – dies zeigt ein Blick über die Grenzen Österreichs hinaus jedenfalls äußerst deutlich. So malt z. B. *Grawe* folgendes Bild: „Glaubens- und Interessensgemeinschaften, die an der Erhaltung der bestehenden Verhältnisse interessiert sind, sperren sich gegen den Einzug aufgeklärter Vernunft und Professionalität in ihre Bastion sorgsam gehüteter geheimnisvoller Undurchsichtigkeit und verschleierter Ineffizienz“ (*Grawe et al.* 1994, S. 1). Diesem Vorwurf der Wissenschaftsfeindlichkeit der Vereine stehen die Attacken gegen Lehrende an den Universitäten nicht nach: So unterstellt z. B. *Trimborn* (1993) Universitätsprofessoren, die im Einklang mit den Ergebnissen der quantitativen Psychotherapieforschung die Effizienz langfristiger Psychoanalysen in Frage stellen, daß sie dies nur tun, weil sie für diese Art der Therapien keine Zeit haben. Jenseits der Polemik geht es auf der Ebene des wissenschaftlichen Diskurses um die Frage, ob quantitative Psychotherapieforschung der Komplexität des Forschungsgegenstandes gerecht werden kann. Argumente, daß diese Art der Forschung zumindest für die Psychoanalyse nicht adäquat ist und es ein eigenständiges psychoanalytisches Wissen gäbe (vgl. z. B. *Kaiser* 1993 a, b), werden oft damit gekontert, daß Gesetzgeber und Kostenträger ihre Entscheidungen auf zuverlässiges Zahlenmaterial zu stützen wünschen (vgl. z. B. *Hartkamp* 1994). Erklärungen, warum Prozesse und Ergebnisse analytischer Therapien so schwer zu objektivieren sind, nützen da wenig. Zur Stärkung des eigenen Selbstverständnisses tun allerdings Ausführungen gut, die den therapeutischen Prozeß in seiner ganzen Komplexität aufzeigen (z. B. *Orlinsky* 1994), oder Arbeiten, wo wir aufgerufen werden, unsere Expertise gerade darin zu sehen, daß wir die Positionen des Nichtwissens einnehmen (*Buchinger* 1994). Krankenkassen und Gesetzgeber sind allerdings nicht in der Position eines Patienten oder Lernenden und daher verständlicherweise nicht bereit, mit uns Psychotherapeuten in diesen Dialog einzutreten. Außerdem ist nachvollziehbar, wenn psychotherapeutische Laien behaupten, daß Therapeuten, die die Macht des Experten gegenüber dem Patienten nicht einnehmen, diese auch nicht haben.

Wollen wir diesen Vorwürfen wirksam begegnen, müssen wir vermehrt offenlegen, was in unseren Therapien tatsächlich passiert, d. h. das interaktionelle Geschehen zwischen Patient und Therapeut beschreiben. Solche Fallstudien verlangen sehr viel vom Therapeuten, da es heute nicht mehr vornehmlich um eine Darstellung der Biographie und Symptomgeschichte des Patienten gehen kann (vgl. auch *Meyer* 1993), sondern der Therapeut mit seinen Gefühlen, Handlungen und Reflexionen selbst im Zentrum der Diskussion steht. Daß es in solchen Diskussionen dann nicht immer leicht ist, nüchtern zu argumentieren, glauben wir nicht zuletzt jener Kontroverse

entnehmen zu können, die wir selbst kürzlich in der Zeitschrift für Individualpsychologie eröffnet haben (vgl. *Datler* 1991; *Presslich-Titscher* 1991).

Freilich haben wir diese Kontroverse auch als sehr anregend empfunden, da sie den einzelnen Diskutanten hilfreiche Präzisierungen abverlangt hat. Wollen wir in die Lage geraten, auf einschlägige Fragen nach der Wirksamkeit unserer psychotherapeutischen Methoden fundiert antworten zu können, so dürfen wir uns mit solchen Kontroversen freilich nicht begnügen. Wir (*W. Datler*; *G. Bogyi*; *E. Presslich-Titscher*) haben deshalb mit *Gerd Lehmkuhl* vom Alfred-Adler-Institut Aachen und *Jürg Rüedi* vom Alfred-Adler-Institut Zürich erste Kontakte aufgenommen, um ein größer angelegtes Forschungsvorhaben anzubahnen. In diesem sollen vorliegende individualpsychologische Fallberichte, wie sie etwa im Antragspapier des ÖVIP angeführt und in der Zeitschrift für Individualpsychologie oder den Beiträgen zur Individualpsychologie publiziert wurden, genauer untersucht werden. Dabei möchten wir der Frage nachgehen, welche Aussagen über die „Wirksamkeit“ individualpsychologischer psychotherapeutischer Prozesse aus der Veröffentlichung und Untersuchung solcher Fallbeispiele ableitbar sind.

Bereits in ersten Vorüberlegungen zu diesen Forschungsvorhaben stießen wir aber darauf, daß es keine methodologischen und methodischen Vorarbeiten gibt, an die wir anknüpfen könnten. Darüber hinaus hat es den Anschein, als wären so manche Fallbeispiele gar nicht in der Absicht publiziert worden, Zusammenhänge zwischen psychotherapeutischem Handeln, psychotherapeutischem Prozeßverlauf und psychotherapeutischen Veränderungen in differenziert nachvollziehbarer Weise in den Blick zu bringen.

Deshalb sehen wir uns vor die Aufgabe gestellt, zunächst einmal grundsätzlich zu klären, welche Funktionen diverse Arten von Falldarstellungen in einschlägigen Publikationen überhaupt erfüllen können (vgl. *Datler* 1994). Dabei wird zu prüfen sein, ob Fallbeispiele nicht in *unterschiedlicher* Weise die Funktion haben können, spezifische Zusammenhänge zwischen psychotherapeutischem Handeln und psychotherapeutischen Veränderungen darzustellen. Wenn dem so ist, dann müßte in weiteren Schritten präzisiert werden, welchen methodischen Gesichtspunkten gefolgt werden muß, um aus der Analyse solcher Fallbeispiele Schlußfolgerungen bezüglich der Wirksamkeit individualpsychologischer Therapien ziehen zu können.

Literatur

- Buchinger, K.* (1994): Warum die Psychosomatik kein Renner wird. Systemzwänge in der Medizin. In: *PsychotherapieForum* 2 (im Druck)
- Bogyi, G.* (1990): Psychische Probleme bei Kindern als Reaktion auf das Erlebnis der Scheidung. In: *Jugendamt der Stadt Wien* (Hrsg.): *Weiterentwicklungen des Individualpsychologischen Gedankengutes in Schule und Sozialarbeit*. Jugend & Volk, Wien: 28–44, 1988
- Clemens, Ch.* (1992): Anorexia nervosa bei einem männlichen Adoleszenten: Bericht über eine Therapie. In: *Z. f. Individualpsychologie* 17, 215–234
- Datler, W.* (1991): Apperzeption, Wiedererinnern und Neubeginn: Auf dem Weg zu einer Theorie des psychoanalytischen Prozesses. In: *Z. f. Individualpsychologie* 16, 247–259
- Datler, W.* (1994): Musterbeispiel, exemplarische Problemlösung und Einzelfall: Eine Bemerkung über psychoanalytische Pädagogik als vorparadigmatische Disziplin. In: *Werkstattbericht der Sozialpädagogik der FO Berlin*, Heft 7 oder 8 (im Druck)
- Erhard, R. u. a.* (1974): Katamnestiche Untersuchung ehemaliger Patienten des Instituts für Erziehungshilfe mit besonderer Berücksichtigung von Lernstörungen. In: *Stockert,*

- M. (Hrsg.): Ambulante Psychotherapie für Kinder und Jugendliche: 25 Jahre Institut für Erziehungshilfe (Die Wiener Child-Guidance-Clinic), Jugend & Volk, Wien, S. 33 – 52
- Fischer, G. (1989). Dialektik der Veränderung in Psychoanalyse und Psychotherapie. Modell, Theorie und systematische Fallstudie. Asanger, Heidelberg
- Friedrich, M. H. (1983): Adoleszenzpsychosen. Karger, Basel
- Gathmann, P. (1990): Pathologie des psychosomatischen Reaktionsmusters – Diagnose Klinik Therapie. Springer-Verlag
- Grawe, K. (1987): Die Effektivität der Psychotherapie. In: Amelang, M. (Ed.): Bericht über den 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg, Band 2, 1986, Hogrefe, Göttingen, 515 – 534
- Grawe, K. (1988): Psychotherapeutische Verfahren im wissenschaftlichen Vergleich. In: Prax. Psychother. Psychosom. 33, 153 – 167
- Grawe, K. (1989): Von der psychotherapeutischen Outcome-Forschung zur differentiellen Prozeßanalyse. In: Z. f. Klin. Psychologie 18, 23 – 34
- Grawe, K. (1992): Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre. In: Psycholog. Rundschau 43, 132 – 162
- Grawe, K.; R. Donati; F. Bernauer (1994): Psychotherapie im Wandel – Von der Konfession zur Profession. Göttingen, Hogrefe
- Handlbauer, B. (1984): Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers. Geyer-Edition, Wien-Salzburg
- Hartkamp, N. (1994): Brandstifter. Anmerkungen zu E. Kaisers „Quantitative Psychotherapieforschung – modernes Paradigma oder Potemkinsches Dorf?“ In: Forum der Psychoanalyse 10, 87 – 92
- Jandl-Jäger, E.; E. Presslich (1993): Psychotherapieforschung zwischen Politik und Erkenntnis. In: Psychotherapie Forum 1, 92 – 95
- Kaiser, E. (1993a): Die Olympischen Spiele der Psychotherapie: Das Forschungsgutachten zum Psychotherapeutengesetz. In: Psyche 47, 882 – 895
- Kaiser, E. (1993b): Quantitative Psychotherapieforschung – modernes Paradigma oder Potemkinsches Dorf? In: Forum der Psychoanalyse 9, 348 – 366
- Kierein, M.; A. Pritz; G. Sonneck (1991): Psychologen-Gesetz, Psychotherapie-Gesetz. Kurzkomentare. Orac-Verlag, Wien
- Kropiunigg, U. (1988): Psychotherapie zwischen trivialem Handeln und irrationalen Annahmen. In: Z. f. Individualpsychologie 13
- Kropiunigg, U.; E. Ringel (1988): Hilfe durch Psychotherapie. Facultas-Verlag, Wien
- Krutke-Rüping, M. (1992): Methoden und Verläufe im analytischen Prozeß bei frühen, defizitären Störungen. In: Lehmkühl, U., 138 – 161
- Lehmkühl, G.; U. Lehmkühl (1982): Gruppenpsychotherapie mit Jugendlichen in der Individualpsychologie. In: Z. f. Individualpsychologie 7, 143 – 153
- Lehmkühl, U. (1992, Hrsg.): Methoden und Prozeß Individualpsychologischer Therapien und Beratung (Beiträge zur Individualpsychologie 15). Reinhardt, München u. a.
- Meyer, A.-E. (1993): Nieder mit der Novelle als Psychoanalyse-Darstellung – Hoch lebe die Interaktionsgeschichte. In: U. Stühr; F.-W. Denke (Hrsg.): Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument. Asanger, Heidelberg
- Orlinsky, D. E. (1994): „Learning from Many Masters“. In: Psychotherapie 1, 2 – 9
- Presslich-Titscher, E. (1991): Individualpsychologen als Psychoanalytiker: Sind individualpsychologische Analysen Psychoanalysen? In: Z. f. Individualpsychologie 16, 260 – 266
- Rudolf, G. (1991): Die therapeutische Arbeitsbeziehung. Untersuchungen zum Zustandekommen, Verlauf und Ergebnis analytischer Psychotherapien. Springer-Verlag, Berlin u. a.
- Sbandi, P.; R. Richter; Ch. Bedenbecker; R. Mosheim; Ch. Angerer; R. Kofler; A. Zimmermann (1993): Beschreibung und Bewertung von Evaluationsmethoden. Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Innsbruck
- Schmidt, R. (1989): Aus der Arbeit mit psychosomatisch leidenden Patienten: 14 Thesen zum Problem von Beziehung und Deutung im psychotherapeutischen Prozeß. In: Reinel, T.; W. Datler (Hrsg.): Beziehung und Deutung im psychotherapeutischen Prozeß. Springer, Berlin u. a., 57 – 72
- Schönaker, T.; P. Jehle; D. Rondell (1991): Individualpsychologische Therapie des Stotterns bei Erwachsenen: Kurz- und Langzeitergebnisse. Die Sprachheilarbeit 36, 107 – 117
- Sonneck, G.; W. Till; F. Strauss (1978): Krisenintervention im Rahmen einer Psychiatrischen Ambulanz, verglichen mit einem extramuralen Kriseninterventionszentrum. In: Therapiewoche 28, 2859 – 2871
- Sonneck, G. (1991): Das österreichische Psychotherapiegesetz ist beschlossen – Auswirkungen auf Ausbildung und psychotherapeutische Arbeit. In: Z. f. Individualpsychologie 16, 76 – 78
- Springer-Kremser, M.; E. Jandl-Jäger; E. Presslich-Titscher; F. Maritsch (1994):

Zum Stand der wissenschaftlichen Psychotherapie in Österreich. Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Wien

Stadler, A. E. (1990): Ralf – Ein Leben unter der „Tarnkappe“. In: *Z. f. Individualpsychologie* 15, 141 – 150

Trimborn, W. (1993): Ist die Psychoanalyse ein obsolet gewordener Luxus? Zum Ausschluß der hochfrequenten Psychotherapie aus der Kassenleistung. In: *Psyche* 47, 1080 – 1090

Dr. Eva Presslich-Titscher
Univ.-Klinik für Tiefenpsychologie
Währinger Gürtel 18 – 20
A-1090 Wien

Dr. Wilfried Datler
Inst. f. Erziehungswissenschaften
Garnisongasse 3/8
A-1096 Wien

Die Baby-Watcher (Teil 2)*

HANS-JÜRGEN LANG

4. Der (reformierte) psychoanalytische Säugling der Baby-Watcher und das individualpsychologische Baby

Die Individualpsychologen haben eigentlich viel Grund zur Freude – einer, wie *Heisterkamp* 1990 gezeigt hat, ganz wesentlichen entwicklungspsychologischen Motivationsquelle: Handelt es sich doch bei dem sozusagen „reformierten“ psychoanalytischen Baby der Säuglingsforschung um ein durchaus erwünschtes Geschwisterchen des individualpsychologischen Babys! Fast könnte man sogar meinen, die beiden seien vielleicht Zwillinge, so ähnlich sind sie sich manchmal.

Aber Spaß beiseite (es gibt natürlich nur *ein* Baby, auch wenn man manchmal meinen könnte, unterschiedliche entwicklungspsychologische Theorien sprächen von zwei ziemlich verschiedenen, fremdartigen oder gar außerirdischen Wesen): Erfreulicherweise ist sowohl bei vielen Psychoanalytikern (für Erwachsene) individualpsychologischer Herkunft als auch bei vielen analytischen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten mit individualpsychologischer Orientierung ein großes Interesse an den analytischen Mainstream-Arbeiten vorhanden (wobei dieser „Mainstream“ bei näherer Betrachtung im Grunde weniger einem großen Strom, sondern viel eher einem weit verzweigten Flußsystem mit vielen Nebenflüssen, Mäandern, Altwässern usw. ähnelt). Natürlich gilt es hier immer genau, aber unverkrampft zu untersuchen, was mit den individualpsychologischen „Essentials“ mehr und was weniger verbindbar ist (vgl. z. B. *Datler* 1991, 1992; *Huttanus* 1992; *Presslich-Titscher* 1991, 1992; *Tenbrink* 1992). Aber kaum jemand scheint große Lust dazu zu haben, die nicht nur von unterschiedlichen wissenschaftlichen Auffassungen, sondern auch von persönlichen Differenzen (vgl. *Handlbauer* 1990) durchdrungene verbissene Fehde der beiden (dennoch hochverdienten, das sollte vielleicht betont werden) so verschiedenen, streithanselnden analytischen Urgroßväter *Freud* und *Adler* wieder aufleben zu lassen (daß deren Theorien auch jeweils in einem ganz bestimmten sozialen, psychologischen und historischen Klima wurzeln, hat *Bruder-Bezzel* 1983 gezeigt: Das Wien der Jahrhundertwende, dessen Atmosphäre in die Arbeiten *Adlers* einfloß, war „die Verwaltungs- und Residenzstadt einer abgesunkenen Monarchie in ihren letzten Jahrzehnten“; S. 14). In den von *Handlbauer* (1990) kommentierten Protokollen der „Mittwochs-Gesellschaft“ und in seinen Briefen wirkt *Freud* zwar manchmal schon wie ein recht intriganter Bösewicht – aber *Adler* soll ja mit dem Zärtlichkeitsbedürfnis individualpsychologischer Dissidenten auch nicht gerade sehr feinfühlig umgegangen sein ...

* Teil 1 siehe Heft 2/1994